

Das Geschlecht des Postfordismus: passionate work, ‚Risikoklasse‘ und ‚eigenes Leben‘

McRobbie, Angela

2015

<https://doi.org/10.25595/4524>

Veröffentlichungsversion / published version
Sammelbandbeitrag / collection article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

McRobbie, Angela: *Das Geschlecht des Postfordismus: passionate work, ‚Risikoklasse‘ und ‚eigenes Leben‘*, in: Walgenbach, Katharina; Stach, Anna (Hrsg.): *Geschlecht in gesellschaftlichen Transformationsprozessen* (Opladen: Barbara Budrich, 2015), 51-73. DOI: <https://doi.org/10.25595/4524>.

Erstmalig hier erschienen / Initial publication here: <https://doi.org/10.3224/84740619>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY 4.0 Lizenz (Namensnennung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz finden Sie hier:

<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY 4.0 License (Attribution). For more information see:

<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.en>

GESCHLECHT

IN GESELLSCHAFTLICHEN TRANSFORMATIONSPROZESSEN



Katharina Walgenbach, Anna Stach (Hrsg.)

Schriftenreihe der Sektion **Frauen- und Geschlechterforschung**
in der Deutschen Gesellschaft für Erziehungswissenschaft

Schriftenreihe der Sektion Frauen- und
Geschlechterforschung in
der Deutschen Gesellschaft für
Erziehungswissenschaft (DGfE)

Band 4

Katharina Walgenbach
Anna Stach (Hrsg.)

Geschlecht in gesellschaftlichen Transformationsprozessen

Verlag Barbara Budrich
Opladen • Berlin • Toronto 2015

Übersetzungen gefördert von der Hans-Böckler-Stiftung

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Gedruckt auf FSC®-zertifiziertem Papier, CO₂-kompensierte Produktion. Mehr Informationen unter <https://budrich.de/nachhaltigkeit/>. Printed in Europe.

© 2015 Dieses Werk ist beim Verlag Barbara Budrich GmbH erschienen und steht unter der Creative Commons Lizenz Attribution 4.0 International (CC BY 4.0): <https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/>
Diese Lizenz erlaubt die Verbreitung, Speicherung, Vervielfältigung und Bearbeitung unter Angabe der Urheber*innen, Rechte, Änderungen und verwendeten Lizenz.
Stauffenbergstr. 7 | D-51379 Leverkusen | info@budrich.de | www.budrich.de



Die Verwendung von Materialien Dritter in diesem Buch bedeutet nicht, dass diese ebenfalls der genannten Creative-Commons-Lizenz unterliegen. Steht das verwendete Material nicht unter der genannten Creative-Commons-Lizenz und ist die betreffende Handlung gesetzlich nicht gestattet, ist die Einwilligung des jeweiligen Rechteinhabers für die Weiterverwendung einzuholen. In dem vorliegenden Werk verwendete Marken, Unternehmensnamen, allgemein beschreibende Bezeichnungen etc. dürfen nicht frei genutzt werden. Die Rechte des jeweiligen Rechteinhabers müssen beachtet werden, und die Nutzung unterliegt den Regeln des Markenrechts, auch ohne gesonderten Hinweis.

Dieses Buch steht im Open-Access-Bereich der Verlagsseite zum kostenlosen Download bereit (<https://doi.org/10.3224/84740619>).

Eine kostenpflichtige Druckversion (Print on Demand) kann über den Verlag bezogen werden. Die Seitenzahlen in der Druck- und Onlineversion sind identisch.

ISBN 978-3-8474-0619-8 (Paperback)
eISBN 978-3-8474-0275-6 (eBook)
DOI 10.3224/84740619

Umschlaggestaltung: Judith Walgenbach, Hamburg; Bettina Lehfeldt, Kleinmachnow
Lektorat: Natascha Compes, Wuppertal; Anja Borkam, Jena
Satz: Sven Neidig, Bochum
Typografisches Lektorat: Anja Borkam, Jena
Druck: paper & tinta, Warschau
Printed in Europe

Inhalt

Katharina Walgenbach und Anna Stach

Einleitung..... 7

Geschlecht in gesellschaftlichen Transformationsprozessen

Katharina Walgenbach

Geschlecht in gesellschaftlichen Transformationsprozessen..... 21

Angela McRobbie

Das Geschlecht des Postfordismus: *passionate work*,
„Risikoklasse“ und „eigenes Leben“ 51

Sara R. Farris

Femonationalismus und Staatsfeminismus..... 75

Jeff Hearn

Geschlechterverhältnisse und soziale Transformationsprozesse –
Eine Annäherung aus der Perspektive von Männern und
Männlichkeiten 91

Transformationen von Geschlechterordnungen und Care

Tove Soiland

Die Ungreifbarkeit postfordistischer Geschlechterhierarchie 115

Christine Thon

„Vereinbarkeit von Familie und Beruf“ – ein neoliberaler Diskurs?
Familienpolitische und pädagogische Interventionen
zur Herstellung von Subjekten der Vereinbarkeit..... 131

Transformation von Geschlecht, Bildung und Erziehung

Barbara Rendtorff

Widersprüche und Ungleichzeitigkeiten – Zum aktuellen
Umgang mit Geschlecht im Kontext von Bildung..... 147

Meike Sophia Baader

Erziehung, Bildung, Geschlecht und Wissenschaft –
Vexierspiele, De-Thematisierungen, *Hidden Gender Structures*
und Verschiebungen in einem komplexen Verhältnis..... 159

Gesellschaft und Subjekte transformieren

Regina Becker-Schmidt

Sexualität als Matrix hegemonialer Ordnung – das Sexuelle
als Triebkraft von Subjektivierung. Anmerkungen zu Teresa de
Lauretis' Entwurf einer feministischen Psychoanalyse..... 177

Antke Engel

Queere Politik der Paradoxie:
Widerstand unter Bedingungen neoliberaler Vereinnahmung 191

Susanne Maurer

Gelebte Kritik und experimentelle Praxis: Dimensionen von
Bildung im Kontext der *Neuen Frauenbewegung* 205

Autor_innen und Herausgeberinnen..... 225

Angela McRobbie

Das Geschlecht des Postfordismus: *passionate work*, ‚Risikoklasse‘ und ‚eigenes Leben‘

In diesem Beitrag werde ich mich zum Teil auf zwei Konzepte meiner früheren feministischen Schriften beziehen. Zum einen auf die Assemblage von Kräften, die zusammen eine ‚postfeministische Maskerade‘ bilden, mit der eine vermeintlich errungene Gleichberechtigung rückgängig gemacht wird, indem junge Frauen in eine durch den Mode- und Schönheitskomplex definierte Abfolge aufwendiger Körperrituale eingeschrieben werden. Diese legt, mit einer ‚postfeministischen‘ ironischen Geste, eine Weiblichkeit nahe, die sich letztlich und ein wenig widerstrebend, (nach Joan Riviere¹) den männlichen Privilegien und somit dem Staus quo fügt, und deshalb im Endeffekt, wenn auch auf ambivalente Weise und trotz andersartigem Anschein, dazu dient, existierende Geschlechterhierarchien aufrechtzuerhalten.

Das zweite Konzept ist das der ‚berufstätigen jungen Frau‘ (*working girl*) (vgl. McRobbie 2008). Es trägt dazu bei, eine Analyse weiterzuentwickeln, die untersucht, was passiert oder vielmehr idealerweise passiert, wenn diese jungen (aktiven, aber fügsamen) Subjekte der postfeministischen Epoche mit ihren (dank der meritokratischen Bemühungen von *New Labour*) guten Qualifizierungen in den Arbeitsmarkt eintreten. Ich habe die Vermutung aufgestellt, dass sich diese jungen Frauen, nachdem sie die Vorstellung von einer neuen feministischen Politik aufgegeben haben, auf Drängen der Regierungsmacht, in dem Moment, in dem sie Mütter werden, gleichzeitig aber ihre Karriere beibehalten wollen, an den Grundsätzen der ‚Work-Life-Balance‘ festhalten werden, welche einige Merkmale mit der postfeministischen Maskerade teilen, und zwar insofern, als eine Art ‚sexueller Kompromiss‘ oder ein Zugeständnis vorausgesetzt wird. Dieser Kompromiss beinhaltet eine Absage an Vorstellungen von Geschlechtergerechtigkeit sowohl in der häuslichen Sphäre als auch am Arbeitsplatz und folglich den Verzicht auf jegliche feministische Forderung nach Gleichberechtigung, zugunsten einer Strategie, die konventionelle, weibliche Praktiken der Selbstorganisation und -regulierung impliziert. Die meisten Frauen werden in ihrem Beruf Kompromisse machen, indem sie der sogenannten normalen Karriereentwicklung entsagen, um sich den Anforderungen einer geschäftigen Mutterschaft anzupassen; sie werden die Notwendigkeit, von ihren männlichen Partnern die volle Beteiligung an den Haushaltspflichten einzufordern, aufgeben, um den Konflikt zu

1 Von Bedeutung ist in diesem Zusammenhang, dass die Maskerade in Rivieres Darstellung am Arbeitsplatz stattfindet, und zwar im Hörsaal, in dem die Dozentin vor ihren männlichen Kollegen eine Vorlesung hält (Riviere 1929, wieder abgedruckt in: Riviere 1986).

vermeiden, die Gefahr, eine klischeehafte ‚keifende oder jammernde Ehefrau‘ oder eine streitsüchtige, zornige Feministin zu werden.

Auf der Suche nach Wegen, mit den offensichtlichen Ungerechtigkeiten umzugehen, können sich Frauen an die auf ein weibliches Publikum ausgerichteten Massenmedien, die Populärkultur, die Qualitätspresse und das Fernsehen wenden, die ein endloses Angebot an ‚Lösungen‘ und Managementstrategien für den Haushalt und den Arbeitsplatz bereitstellen, um mit diesen postfeministischen Krisen zurechtzukommen. Von besonderer Bedeutung ist in diesem Zusammenhang die Aufmerksamkeit, die in all diesen medialen Kanälen der Aufrechterhaltung einer dynamischen und sexuell attraktiven Erscheinung zukommt. Zu keinem Zeitpunkt kann es sich die geschäftige junge Frau erlauben, ‚sich gehen zu lassen‘. Für *New Labour* bietet diese Agenda des Selbstmanagements eine Alternative zu den früheren feministischen Debatten innerhalb der britischen Arbeiterpartei, in denen männliche Partner und Ehemänner noch aufgefordert wurden, sich an den Haushaltspflichten zu beteiligen. Das bedeutet auch, dass männliche Berufskarrieren jenseits eines Alibi-Vaterschaftsurlaubs nicht durch häusliche Pflichten behindert werden.

Unter Berücksichtigung dieser Umstände, werde ich in diesem Beitrag hinsichtlich des Postfordismus und der modernen Arbeitsgesellschaft sowohl die arbeitenden jungen Frauen als auch die berufstätigen Mütter in den Blick nehmen. Ich versuche, den schmalen Grat zwischen Duldung der und Anpassung an die verschiedenen Formen der Regulierung und Kontrolle, die die neue Arbeitswelt, in diesem Fall die Welt der kreativen Arbeit, prägen und jenen Anfängen von Widerstand und sich eröffnenden ‚Fluchtlinien‘ aufzudecken. Neue Formen des Feminismus in Verbindung mit einer Politik der Prekarität verschaffen Frauen solch einen Raum für Widerstand gegen ein neues Arbeitsregime, doch wie ich zeigen werde, wird diese Möglichkeit konterkariert durch die vorherrschende und wirkmächtige Ideologie des ‚*passionate work*‘, die, obwohl sie bereits eine lange Tradition in der Geschichte der weiblichen Populärkultur hat, nun als weibliche Version des eher machohaften Ethos von Steve Jobs (Apple) ‚Liebe deine Arbeit‘ wiederaufersteht, was wiederum das Potential für neue Formen der Arbeitsorganisation einschränkt und sogar Lohnstagnation und Lohnrückgänge rechtfertigt (Gregg 2011; Adkins/Devers 2014).

1. Risikoklasse und Geschlechtermobilität

Anhand der Gegenüberstellung von ‚leidenschaftlichen‘ und prekären Arbeitskräften, stelle ich in diesem Artikel die These auf, dass das Geschlecht des Postfordismus weiblich ist und dass sich die Frauen, zumin-

dest in Großbritannien, seit der Verschiebung hin zu einer postindustriellen, dienstleistungsbasierten Ökonomie, über die Abgrenzungen sozialer Klassen und Ethnien hinweg (obschon häufig in Teilzeit) soweit am Arbeitsprozess beteiligt haben, dass die Fähigkeit zum Lohnerwerb einerseits ein ‚Gefühl der Gleichheit‘ bewirkt, andererseits aber auch einige Grenzen der liberal-feministischen Errungenschaften im Kampf um Gleichberechtigung markiert. Tatsächlich wurden solche Kämpfe von der Vorstellung geleitet, ökonomische Unabhängigkeit von einem Ehemann oder Partner sei erstrebenswert und dieses Ziel passte glücklicherweise zu einigen Konzessionen, die seit den späten 1970er Jahren gegenüber der aufkommenden Flut von feministischen Forderungen gemacht werden konnten.

Arbeit bezeichnet die gouvernementale Einsatzstelle. Junge Frauen werden als enthusiastische ‚Karrierefrauen‘ angesprochen. Dieses ‚Zugeständnis an die Frauen‘ bildet den Hintergrund, vor dem viele wichtige sozioökonomische Veränderungen umgesetzt werden. Die Ausformung des Zugeständnisses hat gewisse nationale Charakteristiken, sodass, was für Großbritannien zutrifft, nicht notwendigerweise ebenso in scheinbar vergleichbaren westeuropäischen Ländern wie Deutschland oder Italien oder auch im Rest der westlichen Welt vorkommt, und in der Konsequenz als Kennzeichnung kultureller Differenzen fungiert.

Entlang der Überlegung, dass Frauen die treibende Kraft der britischen Arbeitsgesellschaft sind, wende ich mich in diesem Beitrag auch gegen einen Großteil des soziologischen Denkens bezüglich Fragen des Geschlechts, der Klasse, der Arbeit und der Vorstellungen von sozialer Mobilität. Es gibt viele zeitgenössische soziologische Studien, die mit dem Mythos der sozialen Mobilität aufräumen und auf die sich weitende Kluft zwischen Reichtum und Armut in Großbritannien verweisen, und außerdem aufzeigen, dass die Wahrscheinlichkeit, dass soziale Mobilität abnimmt, größer ist, als Politiker des gesamten Parteienspektrums zugeben möchten (Savage et al. 2013). Mir kommt es darauf an, hervorzuheben, dass unter dem Einfluss zweier maßgeblicher Kräfte, jene jüngeren Frauen, die typischerweise zur Arbeiterklasse gezählt worden wären, symbolisch vom sozioökonomischen und kulturellen Kontext eines Arbeiterinnenlebens getrennt werden. Zu diesen Kräften zählen die Ausweitung der Weiterbildung und Höherqualifizierung, insbesondere die neuen Universitäten und Kunsthochschulen, und die Verschiebung hin zu einer Dienstleistungsökonomie, nebst einem Postfordismus, der die moderne Arbeitsökonomie so verändert, dass sie nun zumindest teilweise als ‚immaterielle Arbeit‘, ‚emotionale Arbeit‘ oder, wie ich es nennen möchte, als ‚*passionate work*‘ organisiert wird.

So nimmt soziale Ungleichheit unter den Bedingungen der gegenwärtigen neoliberalen Gesellschaft zweifellos zu, gleichzeitig aber kommt es zu einer Ausweitung der Mittelschicht, insbesondere der unteren Mittelschichten, wobei die Illusion (die Empfindung oder das Gefühl) von Mobilität als Schlüssel zum Erreichen einer gelungenen Weiblichkeit fungiert. Dieses Paradox ist

vielleicht aktuell der entscheidende Punkt. Frauen bleiben im Vergleich zu ihren männlichen Arbeitskollegen benachteiligt (hinsichtlich Niedriglöhnen, Pay Gap, Gläserne Decke, Teilzeitarbeit), doch trotz ihrer aktuellen Einkommensverhältnisse und materiellen Lebensumstände werden junge Frauen heute von ideologischen Kräften in den Medien und in der Populärkultur auf ein eher nebulöses soziales Terrain gedrängt, das sich als ‚aspirierend‘ beschreiben lässt, sodass sie selbst das Gefühl haben, ‚in Bewegung‘ zu sein, frühere Hindernisse, die sie einst zurückhielten, zu überwinden. Sie sind den Verwicklungen von *race*, Ethnizität und Klasse enthoben und werden einfach als weibliche Bevölkerung angesprochen.

Diese jungen (vormals der Arbeiterklasse angehörigen) Frauen verleugnen ihre Klasse oder die Zugehörigkeit zu ihrer Ethnie nicht, vielmehr sehen sie einfach das Potential für ein aufregenderes Leben, oder wie Ulrich Beck sagen würde, ein ‚eigenes Leben‘ (vgl. Beck 2000). Beverley Skeggs Studien über Respektabilität erfassen sehr präzise eine wichtige Dynamik dieses scheinbaren Ent-Klassifizierungsprozesses (vgl. Skeggs 1997). Sie zeigt, wie normative Weiblichkeit damit verbunden wird, sich von traditionellen weiblichen *working class* Werten und Lebensstilen zu ent-identifizieren. Diese Entwicklung zeichnet sich im Rahmen der seit 1997 von der *New Labour* Regierung verfolgten Politik des Neoliberalismus umso schärfer ab. Festzustellen ist eine Ablösung von der Identität der Arbeiterklasse, insofern junge Frauen sich zunehmend an Jobs orientieren, die zum Umfeld des Dienstleistungssektors gehören, insbesondere jene, die auf die Selbstdarstellung, ein gepflegtes Äußeres, die Arbeit am Körper und die Medien- und Kulturindustrie fokussieren, und sei es nur in den unteren Bereichen dieser Hierarchien, wie in der Modebranche, dem Einzelhandel oder dem Friseurwesen.

Solche Jobs zeichnen sich nicht durch eine wesentliche Verbesserung der Lebensaussichten aus, gleichwohl stützen sie sich auf die Auffassung, ein attraktiver, gepflegter Körper sei die Quintessenz des Jobs, was wiederum zu einem Motiv des Stolzes, einem Zeichen der Selbstverantwortung wird und eine Art ‚Wohlgefühl‘ mit sich selbst erzeugt. Die Selbstwahrnehmung ist in der individualisierten Gesellschaft auf eine weniger klassendefinierte Existenz ausgerichtet. Diese jungen Frauen möchten sich selbst ‚entwurzeln‘ und irgendwohin gehen. Der Eintritt in eine neue, angewachsene Mittelschicht geht allerdings nicht mit dem Versprechen ökonomischer Sicherheit und Stabilität einher, auch nicht für diejenigen, die im Besitz eines Hochschulabschlusses sind. Denn tatsächlich etabliert sich mit dem Prozess der Ausweitung der Mittelklasse auch die Idee einer ‚Mittelschichtszugehörigkeit‘, die mit zunehmender sozialer Unsicherheit gleichzusetzen ist.

Aus diesem Grund erscheint mir der Begriff der ‚Risikoklasse‘, den Ulrich Beck jüngst vorgeschlagen hat, ein geeignetes Werkzeug, um über diesen Bewegungsprozess oder diese ‚soziale Mobilität‘ nachzudenken (vgl. Beck 2014). Ich will das Konzept soziale Mobilität beibehalten, werde es aber gegen den Strich lesen, um auf etwas anderes als die projizierte Aufwärtsbewegung zu

verweisen, die üblicherweise mit ihr verbunden wird. Es geht um eine Mobilität, bei der man nicht genau weiß, wohin sie führt. Soziale Mobilität als Folge der jüngst in der neuen Dienstleistungsbranche geschaffenen, von Frauen ausgeführten Jobs, mag fiktiv sein, symbolisch aber bedeutet sie sehr viel, denn die Alternative wird mit individuellem Scheitern gleichgesetzt. Heutzutage hängt der Weiblichkeitsstatus junger Frauen davon ab, ob sie einen interessanten, möglichst kreativen und idealerweise glamourösen Job haben. Wie auch Sabine Hark dargelegt hat, scheint der Beitrag des Feminismus diesbezüglich, vielleicht sogar ungewollt, sehr weitreichend gewesen zu sein, insofern er Gelegenheitsstrukturen, eine Welt von Möglichkeiten eröffnete, auch wenn er für die Millionen von Frauen unpopulär oder abstoßend bleibt, die von einigen dieser Möglichkeiten profitierten (vgl. Hark 2014).

Das bedeutet natürlich nicht, dass nicht auch neue Hierarchien geschaffen wurden, neue Formen minderwertiger Arbeitsplätze im Sektorservice, die von jungen Frauen besetzt werden, die nicht in der Lage waren, von Jobs mit sozialem Aufstiegscharakter zu profitieren. Der Fürsorgesektor, die Call Center, Reinigungs- und Supermarktkassenjobs haben in den vergangenen circa zwanzig Jahren ein enormes Wachstum erlebt. Sie sind auch von Frauen dominiert. Doch wenn wir nur auf die jüngeren Frauen fokussieren, lässt sich eine ‚Arbeitsverweigerung‘ erkennen, die in Form einer Flucht aus strapaziöser und eintöniger Arbeit zugunsten von selbständiger und eher autonomer Beschäftigung in Erscheinung tritt. Eine mögliche Erklärung hierfür lautet, dass die Vorstellung von ‚Romantik‘ von der Sphäre der Liebe und Intimität abgetrennt und stattdessen in die Vorstellung von einer erfüllenden beruflichen Karriere hineinprojiziert wird. Nachdem sie nicht länger nach einem Ehemann als Alleinernährer suchen, romantisieren junge Frauen die Vorstellung vom beruflichen Aufstieg. Sie möchten eine Arbeit finden, für die sie Leidenschaft empfinden können.

Leidenschaftliche Arbeit wird ihrerseits zu einem zusätzlichen Kennzeichen weiblicher Intelligibilität und weiblichen Erfolgs. Dieses Begehren transzendiert sowohl klassenspezifische als auch ethnische Grenzen, während gleichzeitig hierarchische Charakteristiken entlang dieser Demarkationslinien und Differenzen beibehalten und sogar noch verstärkt werden. Auf den folgenden Seiten zielen ich darauf, diese neue Romantik der weiblichen Arbeit genauer darzustellen. Sie ist natürlich nicht ganz neu. Die Populärliteratur für Mädchen hat während des 20. Jahrhunderts viele Narrationen geliefert, in denen die Vorstellung von einem aufregenden Job zelebriert wurde, vom Traum, Tänzerin zu werden, eine Springreiterin zu sein oder mit Ponys zu arbeiten, bis hin zur Ausbildung als Journalistin oder ‚rasenden Reporterin‘. Diese Art Träume gehören nicht länger zum Vorrecht der Mittelschichten und sind inzwischen sehr weit verbreitet. Das Wort „Traumjob“ hat auf emphatische Weise Eingang in das Alltagsleben gefunden, insbesondere in das junger Frauen.²

2 Vgl. TV-Castingshows wie „Britain’s Got Talent“ und „The X Factor“, Reality-Shows wie „The Apprentice“ und vor allem den Musikwettbewerb „BBC Young Musician of the Year Award“.

Feministische Forschungen zu Arbeits- und Beschäftigungsverhältnissen erschienen, insbesondere in Großbritannien, seit Mitte der 1970er Jahre im Kontext des industriegesellschaftlichen Paradigmas und waren infolgedessen auf die Erfahrung von üblicherweise im Fabrikraum arbeitenden *working class* Frauen ausgerichtet. Es war ein von sozialistischen feministischen Soziologinnen definiertes und analysiertes Fachgebiet (Pollert 1981, 1988; Phizacklea 1990; Westwood 1985). Buchtitel wie „Girls, Wives, Factory Lives“ brachten ein Interesse am Alltagsleben von Frauen in der Werkhalle zum Ausdruck, ein Thema war gewiss auch der Widerstand und die Opposition; die Frage, was Frauen der Arbeiterklasse der Realität aus repetitiver, schlechtbezahlter und statusniedriger Arbeit entgegenzusetzen hatten. Häufig war es die Doppelrolle, die sie als Ehefrauen und Mütter hatten (Hochzeits- und Babyfotos zierte jeweils die beengten Arbeitsbereiche der Frauen), die ihnen eine Flucht aus einer unbefriedigenden Beschäftigung bot. Trotz der gelegentlichen Sichtbarkeit von *working class* Frauen als aktive Gewerkschafterinnen, wurden sie doch häufiger als Unterstützerinnen der militanten Kämpfe ihrer Ehemänner angesehen (wie im Falle der Organisation der Bergarbeiterhefrauen während des Grubenstreiks von 1978). Die Zeit, die zur gewerkschaftlichen Organisation außerhalb der Arbeitszeiten benötigt wurde, galt als unvereinbar mit der Doppelrolle, die sie als Mütter und Hausfrauen hatten.

Annie Phizackleas wichtige Studie zur Modeproduktion im westlichen und östlichen Mittelengland richtete die Aufmerksamkeit auf den Beginn der Postindustrialisierung und die Bedeutung, die dieser Moment für asiatische Frauen hatte, deren Ehemänner aus den Automobilwerken entlassen worden waren (Phizacklea 1990). Dank ihrer geringen Abfindungen konnten diese Männer eine Existenz als kleine Mode- und Bekleidungslieferanten aufbauen, vor allem aber dank ihrer Frauen, die viele Stunden nähten, manchmal auf der Basis von Heimarbeit oder auch in kleinen Produktionseinheiten, zu denen nur eine Handvoll Näherinnen, Büglerinnen und wenige andere gehörten, die zur Herstellung billiger Konfektionsartikel für Marktstände und Billigmode-Ketten erforderlich waren. Auch Anna Pollert wandte sich in ihrem wichtigen Essay über ‚*Third Italy*‘ der Anfangsphase des Postfordismus zu. Der sogenannte dritte italienische Wirtschaftssektor galt seinerzeit als Modell für die Umstellung auf kurzfristige, bedarfsorientierte Produktionssysteme, elektronische Kassenanlagen für den Einzelhandel und den Einsatz hochqualifizierter (weiblicher) Arbeitskräfte, die zerstreut über die Städte und Dörfer der Emilia Romagna im Nordosten Italiens Waren produzierten. Bestes Beispiel hierfür war das Modeunternehmen Benetton, das alle Charakteristiken der postfordistischen Modeproduktion erfüllte (Pollert 1988). Die Frage, die sich nun stellt, ist, was mit der jüngeren Generation dieser weiblichen Arbeitskräfte passiert, die ihr Leben in einer Fabrikhalle oder zu Hause an einer Näh- oder Strickmaschine verbrachten? Junge Frauen ergreifen die Flucht. In einer Aktualisierung der Debatte um ‚*Third Italy*‘ hat Hadjimichalis jüngst darauf

hingewiesen, dass die Kinder der italienischen Arbeitskräfte auf keinen Fall an der Seite ihrer Eltern (oder Mütter) dieselbe Arbeit fortsetzen wollen, sie würden stattdessen lieber Models werden wollen (Hadjimichalis 2006). Alte Arbeits- und Produktionsweisen (wie die Handarbeit) werden abgewertet und die Modebranche steht für diese Art des kreativitätsbasierten Strebens nach Höherem. Auch dieser Prozess ist bezeichnend für die postfordistische Zeit, die in ‚*Third Italy*‘ auf schlecht bezahlter, wenngleich hoch qualifizierter Arbeit von Frauen basiert, die in kleinen Betrieben oder in Heimarbeit verrichtet wird, deren Standorte über die ganze Region verteilt sind, und dessen Herzstück das Hightech-Unternehmen *Benetton* und die chemischen Färbereien bilden.

Heute suchen die Töchter jener Mütter nach anderen beruflichen Möglichkeiten mit einem höheren sozialen Status. Der Wunsch nach einem Beruf mit einem höheren sozialen Satus geht, so lautet der wiederholte Aufschrei aus der Modebranche, zu Lasten der *skills* im Bereich der Modeproduktion. Doch die jungen Leute möchten nicht in einem düsteren, möglicherweise schmutzigen Fabrikumfeld arbeiten, sie bevorzugen ein „Studioambiente“.³ Man kann also sagen, dass die Entwicklung des Postfordismus ihren symbolischen Ausdruck in der Nachfolgegeneration findet, im Begehren der *working class* Jugend und ihrer Flucht vor unbefriedigender, banaler Arbeit. Die Nachkommen ergreifen die Gelegenheit, etwas anderes zu tun und bewirken damit etwas, das die autonomen bzw. operaistischen Marxisten ‚Arbeitsverweigerung‘ nennen. Ich werde in diesem Beitrag das Argument vertreten, dass diese Verweigerung eher einem Wunsch und einer Sehnsucht nach einer einträglichen Arbeit entspricht, die durch Weiterbildung und höhere Qualifizierung in Sicht- und vielleicht auch in Reichweite gerät. Diese ‚Flucht‘ nimmt auch geschlechtsspezifische Züge an. Der Einfluss des Feminismus der 1970er Jahre hat die Vorstellung einer beruflichen Karriere für junge Frauen zu etwas vollkommen Akzeptablem gemacht. Anders als die autonomen Marxisten stelle ich keine übermäßigen Ansprüche an eine aus der ‚sozialen Fabrik‘ hervorgehende radikale Politik, vielmehr sehe ich Ambivalenzen und ein Spannungsfeld, auf dem Fluchtlinien die frühen Kämpfe der Eltern mit den alltäglichen Erfahrungen ihrer Kinder in der modernen Arbeitswelt verbinden. Arbeitsängste werden durch Kreativitätskonzepte und Forderungen nach selbstorganisierter Arbeit gebrochen. Es lässt sich eine neue Arena für individualisierte Auseinandersetzungen und Problematisierungen im Bereich der gegenwärtigen Arbeitsmarktreform und der modernen Arbeitsökonomie erkennen. Insgesamt beabsichtige ich mit diesem Beitrag, durch die Kritik an der Analyse der autonomen Marxisten einige neue theoretische Einsichten im Hinblick auf das Geschlecht und die Kreativitätspolitik zu liefern. Wenn die führenden Autoren dieser marxistischen Tradition, Hardt und Negri, behaupten, es würden sich Chancen für eine aus vielen Richtungen auftauchende,

3 CREATE Interview mit der britischen Modedesignerin Margaret Howell über schottische Strickwaren Betriebe (McRobbie 2015).

führungslose, rhizomatische Politik der Multitude eröffnen, so spiegelt dieser neue Radikalismus seinerseits die Ansprüche einer Arbeitskraft wider, die heute reflexiver ist, die aus der Erfahrung, selbständiger zu arbeiten und von der Fähigkeit, intellektuelles Kapital (*brain power*) in die neuen Jobs des ‚kognitiven Kapitalismus‘ einzubringen, profitiert hat. Dieser Optimismus basiert auch auf den von Tiziana Terranova analysierten Aktivitätsformen, die im dichten Netz der Informationsökonomie Gestalt annehmen und die Weitergabe von Wertgegenständen erlauben, die andernfalls kommodifiziert worden wären, hierzu gehören die Peer-to-Peer-Tauschbörsen und die Schaffung von Zirkulationssphären, die die vorgegebenen kommerziellen Bahnen umgehen (Terranova 2004). Mein eigener Ansatz gibt dagegen weniger Anlass zur Hoffnung auf Radikalisierung, stattdessen werde ich das breite Spektrum der Techniken genauer aufzeigen, die angewandt werden, um diese Autonomie nutzbar zu machen und dieses intellektuelle Kapital zu zähmen, sodass es sich den neuen kapitalistischen Produktionsvorhaben anpasst, sie tatsächlich sogar noch ergänzt.

2. Das Geschlecht des Postfordismus

Wie lässt sich nun über das Geschlecht des Postfordismus sprechen? Die Frauenbewegung erreichte ihren Höhepunkt in den Jahren, in denen weltweit viele Großunternehmen in die Profitabilitätskrise gerieten. Und weil die damalige Struktur der patriarchalen Gesellschaft geschlechtlich segregierte Arbeitsmärkte produziert hatte, in denen Männer die besser bezahlten und höher qualifizierten Jobs besetzten, wirkte sich der Übergang zu einer postindustriellen Ökonomie auf die Beschäftigungsaussichten der arbeitenden Männer nachteilig aus, während er eine entgegengesetzte Wirkung für Frauen hatte.

Die Art der im Postfordismus erforderlichen Arbeit bevorzugt den großen *skill-pool* und die Flexibilität der weiblichen Arbeitskraft. In Großbritannien strömten Frauen seit Mitte der 1980er Jahre auf den Arbeitsmarkt und dieser Zustrom dauert seit damals an. Das Vereinigte Königreich erlebte in verschiedenen Branchen einen Zuwachs an postfordistischen Produktionstechniken, z.B. im Einzelhandel, im Mode- und Bekleidungssektor, im Bereich der Möbel- und Haushaltswaren, in den Heimwerkmärkten und im enorm gewachsenen Dienstleistungssektor, der besonders in London und im Südosten boomt, weil sich London während der 1980er Jahre zu einer globalen Stadt und zum Zentrum der Finanzindustrie entwickelte. Da Frauen an den Arbeitsplätzen nun präsenter sind, werden neue Waren und Güter be-

reitgestellt, die eher die Bedürfnisse der arbeitenden Frauen bedienen, statt diejenigen der Mütter zu Hause.

Mit dem Zustrom der Frauen auf den Arbeitsmarkt korrespondiert die Ausweitung der Weiterbildung und höheren Qualifizierung sowie ein Ansturm auf die Universitäten infolge einer seit den 1980er Jahren und bis heute stetig größer werdenden Zahl von Studentinnen. Während Mitte der 1970er Jahre nur ein winziger Bruchteil der jungen Frauen aus der Mittelklasse eine Universität besuchte, übertrifft dreißig Jahre später die Zahl der weiblichen Erstsemester die der männlichen, und an einigen Universitäten studieren inzwischen doppelt so viele Frauen wie Männer. In ganz Europa, den USA und anderen wohlhabenden Ländern gehört es heute für 30- und 40-jährige Frauen zur Normalität, eine höhere Qualifikation zu haben als ihre Mütter. Junge Frauen mit einem *working class* Hintergrund haben die Chance genutzt, sich zu bilden und sich infolgedessen in den Hierarchien der verschiedenen Bereiche der Verwaltung und der Institutionen durchgesetzt, einschließlich des öffentlichen Sektors, des Gesundheits-, Erziehungs- und Fürsorgewesens sowie im Bereich der neuen Finanzdienstleistungen, beispielsweise dem Versicherungswesen.

Junge Schwarze und asiatische Frauen, jenseits ihrer unterschiedlichen sozioökonomischen Hintergründe, streben höhere Qualifikationen und besser bezahlte Jobs an. Alle diese Aktivitäten führen unweigerlich zu einer Aushöhlung des alten Kerns der Arbeiterschaft, da die jungen Männer, die in den späten 1970er Jahren in den Fabriken arbeiteten, dreißig Jahre später mit Frühpensionierung und Arbeitslosigkeit konfrontiert sind. Während all der Jahre kam es in Großbritannien und anderswo (z.B. in Deutschland, Italien, Frankreich und den USA) zur Auflösung klassenspezifischer Orientierungen und zur Fragmentierung von Klassen. Es entwickelten sich neue Formen sozialer Ungleichheit, die auf einer schärferen Polarisierung von Armut und Arbeitslosigkeit einerseits und relativem Wohlstand andererseits basierten. Frauen verkörpern dabei heute Mobilitäts- und Transformationsprozesse. Einige nehmen eine zusätzliche Arbeit auf, weil ihre Ehemänner entlassen wurden, einige Schwarze Frauen, Mütter und Töchter gleichermaßen, sind die hauptsächlichen Familienernährerinnen, weil Rassismus im Allgemeinen und die Arbeitsmarktbedingungen im Besonderen ihre Väter und Brüder auf eine geschlechtsspezifische Weise diskriminieren.

Die Geschlechterpolitik soll den weitreichenden weiblichen Individualisierungsprozessen Ausdruck verleihen und somit den Anschein erzeugen, die Bedeutung der Klassenzugehörigkeit nehme ab, so dass deren neue politische Bedeutung für Frauen ausgeblendet bleibt (vgl. Bauman 2000). Wenn junge Frauen aus der Arbeiterklasse durch die Medien und den Lifestyle zur Ent-Identifikation mit einer *working class*-Position angehalten werden und wenn es in ihren Jobs als Einzelhandelskauffrau in Modegeschäften wie *Karen Millen* oder *Warehouse* keine Tradition der gewerkschaftlichen Organisation, wohl aber Möglichkeiten der Weiterbildung und des ‚lebenslangen Ler-

nens‘ gibt, dann ist es doch so, dass es im Großen und Ganzen dem Kapital und Staat gelungen ist, entsprechend der Modalitäten und Bedingungen des neuen Arbeitsregimes auf sozialen Aufstieg bedachte, weibliche Arbeitskräfte zu produzieren.

3. Affektive Arbeit

In der Diskussion um das Konzept der affektiven Arbeit hält Michael Hardt in der Tradition der autonomen Marxisten an der Betonung der Potentialität (*potenza*) fest, insofern er Möglichkeiten der Subversion und die Schaffung neuer Formen von Sozialität erkennt, in dieser Art Arbeit faktisch eine Alternative zur kapitalistischen Rationalität aufblitzen sieht (Hardt 1999). Er erkennt die Tatsache an, dass affektive Arbeit maßgeblich geschlechtsspezifisch konnotiert und mit weiblichen Tätigkeiten assoziiert wurde und wird. Hardt definiert das Konzept der immateriellen Arbeit als Teil der Produktion von Dienstleistungen, aus der keine materiellen und keine haltbaren Güter hervorgehen, sondern „immaterielle Güter wie Wissen und Kommunikation“ (Hardt 1999/2004: 180). Obwohl er immaterielle Arbeit und affektive Arbeit synonym verwendet, ist es letztere, die ihn veranlasst, den Bereich der „mütterlichen Aktivitäten“ (Hardt 2004: 183) zu betrachten. Hardt merkt an, dass immer mehr Arbeitsformen Elemente der Sorge oder Gefühle beinhalten und dass diese Tätigkeiten die Fähigkeit haben, „kollektive Subjektivitäten“ (Hardt 2004: 175) hervorzubringen, die die überwältigende Macht des gegenwärtigen Kapitalismus bekämpfen könnten. Hardt dehnt an dieser Stelle den Marx’schen Begriff des *General Intellect* auf jene Art von Arbeit aus, die üblicherweise von Frauen ausgeführt wird. Er verweist hier auf Formen innerhalb der aktuell expandierenden Dienstleistungsökonomie (in der sogar die Herstellung bzw. Produktion als Dienstleistung angesehen wird), die auf einem so hohen Maß an Kommunikation und Informatik gründen, dass sich daraus die Möglichkeit für einen Überschuss an Sozialität und eine Kraft zur Transformation ergeben kann.

Weil affektive Arbeit nunmehr eine „dominante Position [...] innerhalb der gegenwärtigen informationellen Ökonomie“ (Hardt 2004: 183) einnimmt, ist diese Möglichkeit umso bedeutsamer. Wir erleben den Aufstieg einer kommunikations- und informationsbasierten Ökonomie mit den entsprechenden Konsequenzen für die Arbeit, die nun wirklich jenseits der Fabrikture im Bereich des alltäglichen Lebens zerstreut, verteilt und unorganisiert ist. Dennoch gibt es ein Potential für neue Formen der autonomen kollektiven Aktion, die häufig aus der unbezahlten oder schlecht bezahlten Hausarbeit hervorgeht. In diesem Zusammenhang betrachtet Hardt die Biopolitik von Landwirtschafts-

arbeiterinnen in Indien sowie den gesamten Bereich der Fürsorge- und Hausarbeit im fortgeschrittenen Kapitalismus, der unter dem Einfluss des Feminismus politische Bedeutung gewann. Einerseits hat der Kapitalismus nie zuvor einen so weitreichenden Gebrauch der ‚Manipulation von Gefühlen‘ gemacht, was ‚zwischenmenschlichen Kontakt‘ und Nähe, eine Art von Taktilität und Körperlichkeit in alltäglichen Arbeitssituationen mit einschließt, während andererseits diese Art der traditionellerweise mit Frauen assoziierten Arbeit die Möglichkeit in sich birgt, das zu produzieren, was Hardt (in einer Umkehrung Foucaults) als ‚Biopolitik von unten‘ bezeichnet. Kapitalismus ist heute darauf ausgerichtet, Erfahrungen zu produzieren, die ein Gefühl des ‚Wohlergehens‘ bieten und Zustände der Erregung, der Leidenschaft und sogar einen ‚Sinn für Verbundenheit‘ versprechen (vgl. Hardt 2004: 182).

Der Faktor der freudvollen Erregung, die durch die Lenkung von Affekten erzeugt wird und einem Großteil der weiblichen Arbeitskräfte antrainiert wird, wird m.E. allzu leichtfertig als eine in der Entstehung begriffene, neue radikale Politik der Affekte angesehen. Hardt beschränkt seine Bezüge auf den Feminismus auf die Familienarbeit oder den Fürsorgesektor, es fehlt jedoch jegliche Vorstellung, wie eine neue feministische Analyse des ‚emotionalen Kapitalismus‘ aussehen könnte. Das hat einige Autor_innen dazu verführt, unter Berufung auf die Vitalität des neuen Kapitalismus mit seiner inhärenten Fähigkeit zum ‚Kommunismus‘, Aspekte immaterieller Arbeit zu glorifizieren, wobei sie ein hohes Maß an Naivität aufweisen und wenig Interesse dafür zeigen, wie Subjektivitäten geformt werden, um ihre Funktionen im Rahmen von Individualisierung, enormer Konkurrenz und Eigenverantwortlichkeit zu erfüllen.

Die Autoren des *Operaismo*, einschließlich Hardt und Negri (2000), sehen eine neue Politik der Immanenz voraus, innerhalb derer die Brüche in diesem informationellen Kapitalismus Momente oder Ereignisse des Werdens sind. In Anlehnung an diese Brüche, möchte ich eine Art Politik der feinen Risse (*hairline politics*) begründen, die gegebenenfalls erneuert oder aufgegriffen werden kann, wenn beispielsweise die Fluchtlinien der in der Familienerzählung erinnerten Ausbeutung oder früheren Erfahrungen von Ungerechtigkeit treu bleiben. Der Kapitalismus macht jungen Frauen ein verführerisches Angebot mit dem Versprechen auf Vergnügen bei der Arbeit, während diese Arbeit heutzutage gleichzeitig mit Prekarität und Unsicherheit verbunden ist und der Schutz konventioneller Beschäftigungsverhältnisse fehlt. Peer-to-Peer-Schenkbörsen und die von Online-Aktivist_innen entwickelte Open-Source-Software bieten einer neuen radikalen Bewegung die Möglichkeit, sich mit großer Geschwindigkeit über viele Länder auszubreiten, aber diesen Aktivitäten der selbstreflexiven prekären Arbeiter_innen müssen die weniger politisch bewussten Teilzeitbeschäftigten des Einzelhandels gegenübergestellt werden, die bei *Uniqlo* und *Benetton* Pullover zusammenlegen (vgl. Terranova 2004).

Es genügt eine einfache Wendung und die Arbeit von Hardt und Negri lässt gegen jede Intention der Autoren eine entpolitisierte Darstellung der Formen affektiver Arbeit in der Mode- und Kosmetikindustrie zu. Debatten über die Vitalität eines von immaterieller Arbeit geprägten Terrains, die Sozialität des *General Intellect* und dessen verborgene Möglichkeit für einen ‚Kommunismus des Kapitalismus‘, ebenso wie die Ausdehnung der Reichweite dieser philosophischen Anregungen in Bereiche der neuen, selbstunternehmerischen Arbeitskraft können zu einer Konzeption der affektiven Arbeit führen, die auch Elitekarrieren in der von Prominenten dominierten Medien- und Unterhaltungsindustrie integriert und rechtfertigt.

Beispielsweise versteht Wissinger in einer Sondernummer der Zeitschrift *Ephemera*, in der sie betont, dass das von ihr untersuchte Modeln in der Modebranche für gewöhnlich äußerst gut bezahlt wird, diese Art der Arbeit als Bestandteil der neuen Landschaft prekärer Beschäftigung. Jene Models, die bei Topagenturen wie *Storm* in New York unter Vertrag stehen, ‚kreieren eine Gemeinschaft‘, indem sie ‚emotionale Arbeit‘ leisten und ‚Gefühle von Lebendigkeit und Lebhaftigkeit‘ zum Ausdruck bringen. In einem anderen, zusammen mit Ko-Autor_innen verfassten Artikel beschreibt Wissinger, wie New Yorks ‚Luxus-Models‘ positiv zur urbanen Wiederbelebung beitragen (z.B. in Florida), wobei sie weniger als Mannequins auftreten, sondern eher als ‚CEOs ihrer eigenen Unternehmung‘ (vgl. Neff, Wissinger und Zukin 2005).

Diese Betrachtungsweise zeigt, wie leicht sich Autor_innen auf das Konzept der affektiven Arbeit beziehen können, wenn der Feminismus beiseite gelassen wird (Wissinger gibt an, dass in ihrer Arbeit die Geschlechterproblematik außen vor geblieben wäre). Die Gefahr liegt in der neuartigen, allumfassenden Konzeption des Prekariat-Proletariats des Postfordismus begründet, welches erlaubt, Models, die ein gutes Tageshonorar für ihre Arbeit verlangen, als Teil dieser expandierenden Klasse (oder Multitude) zu betrachten, weil ihre Arbeit häufig unregelmäßig und unsicher ist. In der Reflexion auf die mutmaßlich einheitliche Lebensform von Floridas ‚kreativer Klasse‘ werden Models wie Kate Moss mit schlecht bezahlten Fürsorgearbeiterinnen auf eine Stufe gestellt, die in ihrem täglichen Aufgabenbereich mit älteren Demenzzkranken gleichfalls emotionale Arbeit verrichten. Kurz gefasst, die neue Strömung des autonomen marxistischen Denkens führt, sobald sie ihre Aufmerksamkeit auf eine normativ vergeschlechtlichte Arbeit wie das Modeling richtet und dabei eines starken feministischen Standpunkts entbehrt, zu einer irreführend verherrlichenden Darstellung, die sich unfähig zeigt, zwischen den harten, hierarchischen Unterteilungen innerhalb des expansiven Feldes der immateriellen Arbeit zu unterscheiden.

Emma Dowling überwindet diese schwache Lesart der affektiven Arbeit durch eine auto-ethnographische Beschreibung ihrer Zeit als Voll- und Teilzeitkraft in einem teuren Restaurant, in dem die Beschäftigten darin geschult wurden, ihr Lächeln dem exakt bemessenen Raum zwischen sich und den

Gästen anzupassen (Dowling 2007). Dowlings Blickwinkel hebt die Organisation der Gefühle hervor und die Einhaltung ihrer spezifischen Nuancierung entsprechend der vom Arbeitgeber bereitgestellten Trainingsbücher und Leitfäden. Die Studie berichtet von spezifischen Techniken, wie dem ‚Test-Gast‘, die eingesetzt werden, um zu überprüfen, ob sich das Personal durchgehend an die ausgefeilten Regeln der Begrüßung der Gäste und ihrer freundlichen Unterhaltung durch leichte Konversation hält. Dowling ist skeptisch hinsichtlich der von Hardt, Negri u.a. behaupteten Möglichkeiten zum Widerstand unter immateriellen Arbeiter_innen. Während ihrer Zeit in den Gast- und Empfangsräumen von Restaurants sah sie wenig Handlungsspielraum für die Organisation der Belegschaften und Widerstand reichte kaum über jene Art von mikrostrategischen Handlungen hinaus, die de Certeau als ‚Wildern‘ bezeichnete, in ihrem Fall ein Küchenchef, der unerlaubterweise für einen Arbeitskollegen ein Restaurantessen zubereitete.

Das ist ein klassisches Beispiel für eine neue Art des Managements, die vom Personal verlangt, die eigene Intelligenz und Persönlichkeit in die Arbeit einzubringen, um ein entspanntes und angenehmes ‚Essenserlebnis‘ zu schaffen. Dowling wurde angehalten, ihre Gäste so zu behandeln, als wären es ihre persönlichen Freunde, sie sollte dafür sorgen, dass ein Taxi gerufen wurde, wenn sich jemand schlecht fühlte, weil er zu viel getrunken hatte. Affektivität wird folglich vom Personal eingefordert, sie ist eine wesentliche Bedingung für den Job und soll darüber hinaus, wie bereits Hochschild in ihrer Studie über Flugbegleiterinnen darlegte, aufrichtig sein, d.h. die Servicekraft muss in der Lage sein, ihre ungekünstelte Freude an dem, was sie macht, zu vermitteln, sie muss ‚Vergnügen an der Arbeit‘ zeigen (Hochschild 1983). Diese Verwendung des Affektes kann, anders als Hardt und Negri behaupten, als Anteil der Wertschöpfung gemessen werden, insofern Löhne niedrig gehalten werden können, wenn Bedienungsgebühren und Trinkgelder hoch genug sind, um das Restaurantpersonal für geringere Nettogehälter zu entschädigen.

Dowling verweist auch auf die strengen Hierarchien zwischen dem bezahlten Personal, einerseits die eleganteren und gebildeteren Mitarbeiter_innen, die sich als Servicepersonal unter die Gäste mischen, andererseits die Küchenarbeiter_innen, die häufig einen Migrationshintergrund haben, eher außer Sichtweite arbeiten und kein Anrecht auf Trinkgelder und Bedienungsgebühren erheben können. Eine umfassendere feministische Analyse hätte außerdem den Rekrutierungsstrategien von Restaurants Beachtung geschenkt, die für die Servicerolle schlanke, schöne und makellos gepflegte junge Frauen aussuchen, die die Qualität der angebotenen Waren widerspiegeln sollen; ähnlich wie Verkäuferinnen in luxuriösen Haute-Couture-Modeboutiquen angehalten werden, den entsprechenden *brand* in ihren persönlichen Stil und ihr Erscheinungsbild zu integrieren. Auch in diesem Bereich, in dem so viele Beschäftigte auf Provisionsbasis arbeiten, dient der persönliche Charme, die persönliche Intelligenz und das *Savoir-faire* dazu, die Gewinnspanne zu maximieren und Löhne zugunsten der individualisierten Konkurrenz unter

den im Verkauf tätigen Arbeitskräften zu drücken. Dass heutzutage auch attraktive und gut gekleidete junge Männer in diesen Berufen im Verkaufs- oder Restaurantraum angestellt sind, mindert nicht die Notwendigkeit einer feministischen Analyse. Im Gegenteil, ein feministischer Zugang würde die eigentümliche Verwendung von geschlechtsspezifischen Merkmalen und das Ausmaß, in dem dadurch sexuelle Hierarchien erhalten bleiben, umfassend erforschen.⁴

4. Geschlechterperformativität am Arbeitsplatz

Passionate work kann in den von Donzelot in seiner Darstellung des ‚*pleasure of work*‘ eingeführten Begriffen als eine Kraft verstanden werden, die darauf ausgerichtet ist, die Wahrscheinlichkeit der gewerkschaftlichen Organisation der Beschäftigten zu reduzieren, in diesem Fall insbesondere die Organisation junger weiblicher Subjekte der postfeministischen Epoche, die der Erwartung bzw. der normativen Aufforderung unterliegen, am Erwerbsleben teilzunehmen (vgl. Donzelot 1996). Ein begehrenswerter Job gehört zum Spektrum von Eigenschaften, durch die kulturelle Intelligibilität erworben wird. In einem Kontext, in dem Kreativität als *Dispositiv* zur Anregung eines durch Selbstunternehmertum gekennzeichneten neuen Arbeitsregimes fungiert, verbannt die Idee, Arbeit sei die Erfüllung geheimster Träume oder Kindheitsfantasien, die Vorstellung von organisierter Arbeit (trotz der gewerkschaftlichen Organisation von Angestellten in den letzten Jahrzehnten) in einen gänzlich abgesonderten Bereich. *Passionate work* ist demnach grundsätzlich individualistisch und konservativ. Sie ist erkennbar ‚mädchenhaft‘ und enthusiastisch, eine Art oder eine Mode, sich zu verhalten und aufzutreten, den Heldinnen von Jane Austen ähnlich, deren „Ansichten alle romantisch sind“ (Austen zitiert nach Campbell 1987: 54).

Colin Campbell hat die Loslösung von Max Webers protestantischer Ethik untersucht, die mit dem Aufkommen des Konsumismus in eine ‚romantische Ethik‘ transformiert wird. Ich postuliere eine weitere Verschiebung, die eher auf eine (feminisierte) romantische Ethik der Produktion, denn auf eine Ethik des Konsums verweist. Die Romantiker, so erinnert uns Campbell, verherrlichten den Individualismus als Einzigartigkeit und schöpferische Genialität und das leidenschaftliche Temperament, mit dem der Romantizismus assoziiert wird, glorifizierte die Einbildungskraft und die ‚Weltfremdheit‘. In den Kontext unserer Diskussion übersetzt, können diese Charakteristiken als

4 Viele Arbeitsplätze dieser Art stellen die Bedingung, dass das weibliche Personal sich regelmäßig maniküren lässt, um stets ein perfekt gepflegtes Äußeres zu wahren und obgleich auch die männlichen Mitarbeiter hinsichtlich ihrer Frisur und Gesamterscheinung Regeln unterworfen sind, sind diese doch nicht so umfassend, wie jene, die für Frauen gelten.

Gleichgültigkeit gegenüber Fragen des Monatsgehalts interpretiert werden, zugunsten einer bohemhaften, anti-ökonomischen Haltung, die wiederum zur Folge haben kann, dass Niedriglöhne durchgesetzt werden oder Lohnstagnation vorherrschend wird (vgl. Bourdieu 1993; Adkins und Devers 2014). Junge Frauen werden seit ungefähr 15 Jahren in einem politischen Vokabular, das von den Werten des neoliberalen Denkens dominiert ist, dazu angehalten, in der Schule, Weiterbildung und Hochschulbildung erfolgreich zu sein.

Die postfeministische Maskerade instruiert ihre Subjekte, welche Erwartungen an das Erscheinen weiblicher Körper in den Büroräumen oder Designerstudios gebunden sind (wie z.B. in dem ‚modischen‘ Londoner Verlagshaus, wo die fiktionale Figur Bridget Jones beschäftigt ist) (vgl. Fielding 1998; McRobbie 2008). Die Modeindustrie ist das professionelle Arbeitsumfeld, das am meisten auf das *passionate work* Dispositiv ausgerichtet ist. Der naive Enthusiasmus der Praktikantin Andrea Sachs in dem Film „Der Teufel trägt Prada“ zeigt sowohl die leidenschaftliche Arbeit im Sinne der romantischen Suche einer jungen Frau nach einem befriedigenden Job als auch den Prozess, durch den sie mittels Nachahmung ihrer Kolleginnen lernt, wie sie sich in dem von der postfeministischen Maskerade vorgeschriebenen Stil zu schminken und zu kleiden hat.⁵ (Ausbrüche von fast ekstatischem Enthusiasmus über ein Praktikum in der Modebranche sind vielen Dozent_innen vertraut, deren Studierende häufig begierig sind, in diesem Sektor einen Job zu finden, obwohl sie sich der langen Arbeitszeiten und der knappen Bezahlung bewusst sind. Solche Praktika können für junge Frauen den Inbegriff ihrer Träume bedeuten, selbst wenn sie vor bereitwilliger Selbstausbeutung gewarnt werden).⁶

Eine Studie jüngerer Datums reflektiert diese ‚intime‘ Beziehung, die junge Frauen zur Mode unterhalten; entsprechend dazu gibt es eine ähnlich starke Bindung zur kreativen Arbeit, auf die ich das erste Mal stieß, als ich in den mittleren 1990er Jahren das Arbeitsleben junger, in London lebender Modedesigner_innen untersuchte (vgl. Arvidsson et al. 2009; Bill 2011; Larner/Molloy 2009; McRobbie 1998). Bills Studie zu Modestudent_innen verweist auf das außergewöhnlich hohe Investitionsniveau im Arbeitsprozess der Mode. Ebenso wie die von mir interviewten Designer_innen arbeiteten auch Bills Befragte in Vorbereitung einer Modenschau mit Vergnügen die ganze Nacht durch (vgl. Bill 2011; McRobbie 1998). In ihren eigenen Wor-

5 Dies ist nicht der Ort für eine Analyse des Filmcharakters der Verlegerin, die von Meryl Streep gespielt wird und *Vogue*-Herausgeberin Anna Wintour zum Vorbild hat. Es mag genügen, darauf hinzuweisen, dass die Herausgeberin des Modemagazins, obwohl sie, anders als Joan Rivieres berufstätige Frau, nicht in einer rein männlichen Domäne tätig ist, ihre Weiblichkeit in der Maskerade einer immer noch ängstlichen Macht zu erkennen gibt.

6 „In der Zeit vor einer Show habe ich meinen Schlafsack mit zur Arbeit genommen und auf dem Fußboden im Atelier geschlafen. Ich war ‚im Himmel‘“, erzählte mir eine BA-Studentin am Goldsmiths in London. Eine andere, osteuropäische MA-Studentin sagte: „Für das Modemagazin zu arbeiten, hat alle meine Träume erfüllt. Ich wollte immer in der Modebranche arbeiten.“

ten: „Wir arbeiten bis zum Umfallen.“ Auf ähnliche Weise fokussiert auch die von Arvidsson et al. durchgeführte Mailänder Umfrage ausdrücklich auf die Arbeitsbedingungen in der italienischen Modebranche, wobei 67 % der Befragten weiblich waren, 60 % einen Studienabschluss hatten und das Durchschnittsalter bei 33 Jahren lag. Arvidsson et al. zeigen, dass die jungen Frauen, trotz Niedriglöhnen (jene unter 25 Jahren verdienen kaum 500 Euro im Monat) und einer zu den Jobs gehörenden Überstundenkultur, immer noch beteuern, dass sie ihre Arbeit lieben und ebenso die Möglichkeit, neue Fähigkeiten zu erlernen und an dem ‚Buzz‘ der glamourösen Mailänder Modewelt mit ihren Partys und Veranstaltungen teilzunehmen. Die Arbeit wird um ihrer selbst willen aufgenommen und nicht aufgrund der gebotenen Bezahlung. Die Autor_innen kommen zu dem Schluss, dass „Leidenschaft ein Produktionsmittel geworden zu sein scheint, das systematisch propagiert und als Teil des institutionellen Systems, innerhalb dessen Marktwerte produziert werden, eingesetzt wird“ (Arvidsson et al. 2009: 18).

Die Frage, die diese Autor_innen umtreibt, lautet: Was bedeutet es für Frauen, unternehmerische Akteurinnen zu werden? Sie changieren zwischen den vorangegangenen feministischen Forschungen, deren Schwerpunkt eher bei den Arbeitnehmerinnen, nicht bei den Kleinunternehmerinnen, lag und den neuen Fragen, die sich der feministischen Sozialwissenschaft stellen, seit die Arbeitslandschaft mit selbstunternehmerischen Tätigkeiten übersät ist. Wo sind diese in der Trennung zwischen Kapital und Arbeit zu verorten? Müssen wir diese Frauen als knallharte Möchtegern-Kapitalistinnen betrachten, die bereit sind, ihre eigenen Beschäftigten und Praktikant_innen auszubuten? Oder sollte sich feministische Forschung aufgeschlossener zeigen gegenüber dem Bedürfnis von Frauen, selbstunternehmerisch tätig zu sein? Die Autor_innen scheinen ambivalent zu sein, sie erkennen seitens der Modeschöpferinnen eine Art innere Unruhe, die sich in ihren Kollektionen offenbart, welche wiederum die Ängste und Spannungen der ‚vergeschlechtlichten neoliberalen Subjektivität‘ widerspiegeln.

Eine mögliche Antwort auf die Frage, wie soziologisch mit der Kategorie der neuen Selbständigen umzugehen sei, besteht darin, jene Faktoren in den Blick zu nehmen, auf die ich bereits hingewiesen habe: eine erweiterte neue Mittelklasse, deren Subjekte aufgrund ihrer Ausbildung und im Rahmen der breitgefächerten Aufgaben des Kreativitätsdispositivs zur unternehmerischen Beschäftigung angehalten werden, weil andernfalls viele von ihnen im langen, postindustriellen Schatten von Arbeitslosigkeit oder Unterbeschäftigung leben würden. Dem zur Seite steht das von Lazzarato vorgetragene Argument, dass diejenigen, die in der Vergangenheit ‚Arbeiter_innen‘ gewesen wären, heute häufig Unternehmer_innen sind. (Diese *working girls* bzw. Karrierefrauen könnten das Selbstunternehmertum auch deshalb wählen, weil es die Flexibilität bietet, Arbeit und Kinderbetreuung auf eine Art und Weise zu vereinigen, wie es abhängige Beschäftigung nur selten ermöglicht).

Meine These ist, dass *passionate work* eine besondere Form der Retraditionalisierung von Geschlechterverhältnissen (wie Adkins es nannte) darstellt, mittels derer der Konservatismus des Postfeminismus das Erfolgsstreben junger Frauen innerhalb bestimmter Beschäftigungsfelder, wie dem kreativen Arbeitsmarkt, für sich vereinnahmt, die dann zu den Entfaltungsräumen einer äußerst normativen Weiblichkeit werden, wie z.B. der ‚mädchenhaften Begeisterung‘, die als Bereitschaft interpretiert werden kann, jederzeit für wenig Geld zu arbeiten, in der Hoffnung, dadurch irgendwann eine sichere Stelle im jeweiligen Arbeitsbereich zu erlangen (vgl. Adkins 2002). Das würde bedeuten, dass das Konzept *passionate work* einer konsequenteren feministischen Kritik bedarf als der bislang vorgebrachten. Ein Ort der Kritik ist die Prekariatsbewegung, die die kreative Arbeit als zentrale Plattform für neue Methoden und Ausdrucksformen der politischen Aktivität und Agitation versteht. Diese Debatte ist ihrerseits abhängig von der Konzeption des Postfordismus, insofern er die Lebens- und Arbeitsaussichten von Geisteswissenschaftler_innen und Kreativen direkt berührt. Eine feministische Perspektive hinzuzufügen, bedeutet, anzuerkennen, dass die weibliche Teilhabe am Arbeitsmarkt in der postfordistischen Ökonomie sowohl die Summe der durch den Feminismus bewirkten Veränderungen als auch dessen Grenzen aufzeigt. Der Zustrom zum Arbeitsmarkt wird von einem Weiblichkeitsregime überwacht oder gelenkt, das seine Subjekte so anspricht, als seien sie auf den sozialen Aufstieg bedacht und relativ frei von Klassenvorstellungen, insbesondere von der, selbst zur Arbeiterklasse zu gehören oder gehört zu haben. Beschäftigung für Frauen, sei es auch nur in einem Call Center, steht heute für errungene Gleichberechtigung. Im Rahmen einer abhängigen Beschäftigung den Idealen der normativen Weiblichkeit zu entsprechen, gewährleistet eine Art der Entbindung in eine weniger durch die gesellschaftliche Wirklichkeit der Klassenunterschiede und sozialen Ungleichheit belasteten Welt. Indem sie sich faktisch mit ihrer Arbeit verheiratet und viel romantische Energie darauf verwendet, den richtigen Job, statt den richtigen Mann zu finden, kann sich die Frau selbst in die soziale Kategorie einer relativ unbestimmten Mittelklasse erheben. Nachdem sie, sagen wir als Dekorateurin, in einem solchen Bereich angekommen ist, sieht sie sich jedoch mit den Veränderungen konfrontiert, die in einem solchen Ausmaß auf die Mittelklasse einwirken, dass diese auf den Status einer Risikoklasse herabsinkt.

Isabell Lorey argumentiert, dass die Prekarisierung heute die dominierende Form der biopolitischen Gouvernementalität sei, eine, die nicht nur die bereits marginalisierten oder niedrig qualifizierten Arbeitskräfte betrifft, sondern alle (vgl. Lorey 2014). Für Lorey ist der gegenwärtige Postfordismus gleichbedeutend mit Prekarisierung. Mein Fokus in diesem Beitrag richtet sich dagegen auf die aktive Produktion einer Mittelklasseschicht aus jungen Leuten mit Hilfe bestimmter gouvernementaler Interventionen in das Erziehungs- und Bildungssystem, das Kreativität sowohl als Eintrittskarte für eine begehrten oder sogar leidenschaftliche Arbeit betrachtet als auch als

Köder, als Aufwand für den Abbau der historischen Schutz- und Sicherheitsmaßnahmen. Indem eine solche Ausweitung der Mittelklasse durch die Bereitstellung von Ausbildungen für diese neue kreative Beschäftigungsgruppe betrieben wird, verhindert die Regierung Konflikte und soziale Unruhen. Dadurch kommt es zu einer Ausweitung des neuen (Selbst-)Managements, wie es bereits jahrzehntelang im Bereich der abhängigen Beschäftigung besteht, auf den Bereich der selbständigen Erwerbstätigkeit. Kreativität wird somit ein konkretes Instrument der Arbeitsmarktreform.

Es geht also um die Mittelklasse, allerdings um eine Mittelklasse, die so weit ausgedehnt ist, dass sie im US-amerikanischen Sinne eher einer Bevölkerung als Gesamtheit ähnelt als einem identifizierbaren Bürgertum oder Kleinbürgertum. Einen Bildungsabschluss zu erreichen und einen Job im Medienbereich oder in einer Kunstgalerie zu bekommen, gilt für junge Frauen als Garant für einen Mittelklassestatus, wenn nicht sogar einer komfortablen Mittelklasseexistenz und ökonomischer Sicherheit. Eingedenk des von den Ordoliberalen formulierten Ziels einer Entproletarisierung der Gesellschaft, können wir kreative junge Frauen heute als Exemplare dieses Prozesses betrachten. Allerdings beseitigen die ökonomische Unsicherheit und die Notwendigkeit zu lernen, als Freischaffende zu leben, die bedeutenden Unterschiede nicht, die zwischen den prekären jungen Künstlerinnen oder Kulturschaffenden und jenen Frauen bestehen, die viel weniger Möglichkeiten zur Mobilität haben und für die das Streben nach einem Traumjob ein hoffnungsloses Unterfangen bleibt. Während junge Frauen der Arbeiterklasse, die kinderlos sind, die Option haben, in Clubs auf Ibiza als Tänzerinnen oder Barangestellte zu arbeiten, also auf diese besondere Weise mobil sein können, haben Gleichaltrige, die als alleinerziehende Mütter zu Hause und in Wohnsiedlungen festsitzen, diese Möglichkeiten nicht. Falls sie von Sozialleistungen abhängig sind, werden solche jungen Frauen auf ihren Status festgelegt und für ihre Unfähigkeit zur Mobilität in diversen mediengestützten Moralkampagnen beschämt.

Im Sinne von Hardt und Negris Verständnis kommunistischer Impulse und deren bemerkenswert vorausschauenden Analysen neuer politischer Formationen, die von Ereignissen und Singularitäten, die nicht-homogen sind, begründet werden, begreift Lorey den verallgemeinerten Zustand der Prekarität als Ausgangspunkt für Kämpfe. Im Anschluss an eine frühere, von Gutiérrez Rodríguez vorgelegte Darstellung der spanischen feministischen Gruppierung „*Precarias a la Deriva*“⁷, beschreibt sie die solidarischen Aktivitäten der jungen Spanierinnen, größtenteils Studentinnen, arbeitslose

7 Nach Gutiérrez Rodríguez beschreiben die *Precarias* mit dem Begriff der Prekarität eine Form der materiellen und immateriellen Destabilisierung. Diese wird durch Achsen im Hinblick auf Zeit (Stress, Überlastung, Instabilität, die Unmöglichkeit zu planen), Raum, Einkommen, Hierarchien, Risiken und Körper näher bestimmt. Die Achsen thematisieren einerseits „das Leid und die Gewalt der neuen Lebens- und Arbeitsbedingungen“, verweisen aber andererseits auch „auf eine prekäre Freisetzung neuer Verbindung-, Arbeits- und Lebensweisen“ (Rodríguez 2007: 135).

Akademikerinnen und Künstlerinnen, die anfangen, zu anderen unterbezahlten Prekären quer durch die Stadt Kontakte zu knüpfen, und sich auf diese Weise ein umfassendes Wissen darüber ansammeln, was es heißt, heutzutage als Frau prekär beschäftigt zu sein. Wie all die anderen, die von den autonomen bzw. operaistischen Schriften beeinflusst sind, hält Lorey an der Vorstellung einer Flucht oder eines Exodus als Kampfpraxis fest. Auch ich habe Fluchtlinien aufgezeigt und Möglichkeiten der Veränderung für junge Frauen jenseits des Individualisierungsprozesses und des Selbstunternehmertums. Meine Fluchtbeschreibung betont jedoch weniger voll entfaltete Formen der politischen Organisation, wie jene von der europäischen Prekariatsbewegung entwickelten, sondern eher eine Politik der feinen Risse (*hairline politics*), die häufig durch Prozesse intergenerationaler Tradierung und Erinnerung sichtbar werden. Lorey sieht die *Potenza* in der Praxis des Weggehens und des ‚etwas Neues anfangen‘ – hier klingt Virnos Konzept des Exodus an (vgl. Virno 1996). Das scheint die Idee nahezu legen, im Rahmen eines neuen politischen Imaginären neue Lebensformen auszuprobieren und zu erfinden. Das könnte beispielsweise heißen, das elterliche Heim zu verlassen und in ein besetztes Haus zu ziehen, um die Miet-Lücken-Ökonomie des gegenwärtigen städtischen Wohnungsmarkts zu umgehen.

Wenn wir jedoch bei dem Beispiel der alleinerziehenden Mutter von kleinen Kindern bleiben, die gesetzlich verpflichtet ist, ihre Kinder zur Schule zu schicken und sie, wenn auch in Armut, entsprechend zu versorgen, stößt das Fluchtmodell (ein Haus zu besetzen oder an einen Hunderte von Kilometern entfernten Ort zu ziehen) dort an seine Grenzen, wo gesetzliche und ethische Fürsorgepflichten die Möglichkeiten der freien Bewegung einschränken. Einer solchen Frau würde es schwer fallen, einen Auszug (oder eine Flucht) aus dem Wohnblock in eine nettere, gesündere Wohnung für ihre Kinder zu organisieren, außerdem würde sie umgehend ihre Transferleistungen oder ihre Arbeitsmaßnahme verlieren.

Lorey stellt Robert Castels Kritik an der Kürzung von Sozialleistungen und am Abbau des Wohlfahrtssystems mit der Begründung in Frage, es sei immer ein selektives und protektionistisches System gewesen, das nur dem männlichen Beschäftigten familienlohnbezogene Unterstützung anbot, unter der Bedingung, dass die Ehefrau und die Kinder von ihm als dem Alleinernährer abhängig blieben. Wo Castel in der Re-Konstituierung des Wohlfahrtsstaats ein Instrument zur sozialen Integration und einen Schutz vor Chaos sieht, verweist Lorey zu Recht auf die Ausschlussmechanismen, die den Programmen inhärent sind, welche lediglich die Bevölkerungsgruppe der eigenen nationalen Zugehörigkeit schützen, und betont, dass neue soziale Sicherungsmaßnahmen für alle sein müssten.

Auf den Spuren der verschiedenen, von Grzinic und Reitsamer (2008) zusammengetragenen Artikel, spiegelt Loreys Arbeit eine Verschiebung in den jüngsten Debatten über kreative Ökonomie wider, insofern diese unmittelbarer an antikapitalistische Proteste und die *Occupy*-Bewegung anknüpfen.

Zur Veranschaulichung dessen, was als ‚theoretischer Aktivismus‘ bezeichnet wurde, schreibt Lorey als eine Aktivistin, die, nachdem sie die Prekarität der kreativen Arbeit aufgezeigt hat, die neuen politischen Bewegungen reflektiert, die im Bewusstsein eines geteilten Zustands der Unsicherheit entstanden sind, welcher aufgrund der Sparmaßnahmen, die von den Regierungen als Antwort auf die Bankenkrise, die Staatsverschuldung und die dramatische Abwertung des Euro verordnet wurden, noch größer geworden ist. Diese Verbindung zwischen jungen, akademisch ausgebildeten Bevölkerungsschichten, die in ganz Europa von Arbeitslosigkeit betroffen sind und in Deutschland mit Arbeitsmaßnahmen konfrontiert werden, die Arbeitslosenunterstützung durch Ein-Euro-Jobs ergänzen können, und der Entstehung selbständiger, kreativer und unternehmerischer Arbeitsformen, aus denen neue Formen politischer Organisation hervorgehen, ist überzeugend.

Die neuen feministischen Bewegungen, die innerhalb der breiten Konstellation des prekären Aktivismus ebenfalls anwuchsen, umfassen Allianzen zwischen queerer, transgenderspezifischer und feministischer Politik mit einem Schwerpunkt auf der Care-Arbeit, deren Ausführung von Frauen, einschließlich Müttern, Kindermädchen und Sexarbeiterinnen, erwartet wird. Diese breite Koalition erstreckt sich bis in die globale Modeindustrie, wo es eine lautstarke Kritik an den neuen *sweat-shops* und der Ausnutzung unbezahlter Praktikant_innen bei einigen weltberühmten Modelabels gab. Das hat wiederum ein Bewusstsein geschaffen für die Anomalien des *passionate work*, die zu einer willigen Selbstausbeutung führt, insbesondere in einer Branche wie der Modeindustrie, in der die Arbeitssuchenden vornehmlich weiblich sind. Doch auch das Wissen um den Ruf der Modeindustrie als Ausbeutungsbranche stoppt den Zustrom begeisterter junger Modeschöpferinnen und des dazugehörigen Produktionspersonals in die Branche nicht, und sobald sie, wenn auch nur auf freiberuflicher Basis, in der Modewelt angekommen sind, erstickt die Maschinerie des Unternehmens jeden Dissens und ergreift entsprechende Maßnahmen, die die Fügsamkeit der Arbeitskräfte gewährleisten, was umso einfacher zu bewerkstelligen ist, wenn Verträge befristet und sehr begehrt sind.

Ich habe argumentiert, dass das Kreativitätsdispositiv durch die vergeschlechtlichte Praxis der *passionate work* einen besonderen Impuls erfährt, der insbesondere im Zuge der neoliberalen Wende von *New Labour* durch eine postfeministische Maskerade erweitert und verstärkt wurde. Zusammengekommen entsteht daraus eine mächtige Kraft, um weibliche Konformität mit dem neuen Arbeitsregime zu erzeugen. Die *Karrieremädchen* gehören zu der bevorzugten demographischen Zielgruppe für Magazine wie *Grazia*, die in ihren Ausgaben regelmäßig Rubriken mit unbekannten *straight-ups* junger Frauen veröffentlichen, die von den Herausgeber_innen und Photograph_innen des Magazins auf der Straße ausgesucht werden, deren Modegeschmack mit dem Ethos von *Grazia* übereinstimmt und die später wohl auch im kreativen Sektor arbeiten werden. Wenn junge Frauen sich in Bezug auf

ihren Beruf selbst als leidenschaftlich beschreiben, handelt es sich oftmals um eine jugendliche Überzeugung, die sie im Augenblick ihres Eintritts in den Arbeitsmarkts äußern, sie verspricht jedoch auch im reiferen Alter eine ähnlich professionelle Einstellung, wie sie Sheryl Sandberg (CEO von Facebook) in ihrem Bestseller „Lean In“ formuliert. Darin animiert sie junge Frauen, stets daran zu denken, zu ‚lächeln‘, sodass Lächeln (d.h. die Performance heteronormativer Weiblichkeit) für Frauen einmal mehr zur Vorschrift wird, um auf der beruflichen Laufbahn voranzukommen (vgl. Sandberg 2012).

Wir werden hier nochmal an Hochschilds ethnographische Studien über die Ausbildung des Bordpersonals US-amerikanischer Fluggesellschaften erinnert, in der junge Frauen aufgefordert werden, an ihrem Lächeln zu ‚arbeiten‘ (vgl. Hochschild 1984). Auf diese Weise werden die Subjekte sowohl der abhängigen als auch der selbständigen postfordistischen Arbeit zu einer normativen Weiblichkeit angehalten, die in der leidenschaftlichen Arbeit als eine Art persönlicher Stil, als überschwängliche Begeisterung zum Ausdruck kommt. Da diese Verhaltensweise in exklusiven Restaurants (aber auch in Ketten wie „Pizza Express“), in Kunstmuseen, im Flugzeug, im Warenhaus und (wie Tatjana Turanskyjs Film „Eine flexible Frau“ zeigt) sogar im Call Center üblich wurde, erstaunt es umso mehr, dass Hardt und Negri und die anderen Theoretiker_innen des Postfordismus und der affektiven Arbeit so über die Dominanz der Frauenarbeit hinwegsehen und über die Versuche, auf diesen Arbeitsmärkten die Geschlechterverhältnisse zu retraditionalisieren, als eine Art entpolitisierte Eindämmungsstrategie. Unter diesen Umständen ist beruflicher Erfolg für junge Frauen etwas, wozu man sie beglückwünscht und für das sie gleichzeitig Dankbarkeit bekunden sollen.

Aus dem Englischen von Catrin Dingler

Literatur

- Adkins, Lisa (2002): *Revisions: Gender and Sexuality in Late Modernity*. Buckinghamshire: Open University Press.
- Adkins, Lisa und Dever, Maryanne (2014): *Housework, Wages, Money*. In: *Australian Feminist Studies* 29, 79, S. 50-66.
- Arvidsson, Adam et al. (2010): *Passionate Work? Labour Conditions in the Milan Fashion Industry*. In: *Journal for Cultural Research* 14, 3, S. 295-309.
- Bauman, Zygmunt (2000): *The Individualized Society*. Cambridge: Polity Press.
- Beck, Ulrich (2014): *‘On Metamorphosis’*. Annual Lecture Delivered at the London School of Economics, February.
- Beck, Ulrich/Beck-Gernsheim, Elisabeth (2001): *Individualization*. London: Sage.
- Bill, Amanda (2012): *Blood, Sweat and Shears: Happiness, Creativity and Fashion Education*. In: *Fashion Theory* 16, 1, S. 49-66.

- Bourdieu, Pierre (1993): *The Field of Cultural Production*. Cambridge: Polity Press.
- Campbell, Colin (1987): *The Romantic Ethic and the Spirit of Modern Consumerism*. Oxford: Blackwell.
- Donzelot, Jacques (1996): *Pleasure in Work*. In: G. Burchell, C. Gordon und P. Miller (Hrsg.). London: Harvester Wheatsheaf, S. 251-81.
- Dowling, Emma (2007): *Producing the Dining Experience; Measure, Subjectivity and the Affective Worker*. In: *Ephemera* 7, 1, S. 117-132.
- Eine flexible Frau (2010) [Film] Regie Tatjana Turanskyj. Berlin turanskyj & ahlrichs GbR.
- Fielding, Helen (1996): *Bridget Jones's Diary*. London: Picador.
- Gregg, Melissa (2011): *Work's Intimacy*. Cambridge: Polity.
- Grzanic, Marina und Reitsamer, Rosa (Hrsg.) (2008): *New Feminism: Worlds of Feminism, Queer and Networking Conditions*. Vienna: Locker Verlag.
- Gutiérrez Rodríguez, Encarnación (2007): *Sexuelle Multitude und prekäre Subjektivitäten – Queers, Prekarisierung und transnationaler Feminismus*. In: Marianne Pieper, Thomas Atzert, Serhat Karakayali, Vassilis Tsianos (Hrsg.): *Empire und die biopolitische Wende. Die internationale Diskussion im Anschluss an Hardt und Negri*. Frankfurt/M.: Campus, S. 125-139.
- Hadjimichalis, Costis (2006): *The End of the Third Italy as We Knew It?* In: *Antipode*. Oxford: Blackwell.
- Hardt, Michael (1999): *Affective Labour*. In: *boundary 2*, 26, 2, S. 89-100.
- Hardt, Michael (2004): *Affektive Arbeit*. In: Thomas Atzert; Jost Müller (Hrsg.): *Im-materielle Arbeit und imperiale Souveränität*. Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 175-188.
- Hardt, Michael und Negri, Antonio (2000): *Empire*. Boston: University of Harvard Press.
- Hark, Sabine (2014): *Vom Erfolg überholt? Feministische Ambivalenzen der Gegenwart*. In: Hänzi, Dennis/Matthies, Hildegard/Simon, Dagmar (Hrsg.): *Erfolg. Konstellationen und Paradoxien einer gesellschaftlichen Leitorientierung. Sonderband, Leviathan* 42, 29, S. 76-91.
- Hochschild, Arlie (1983): *The Managed Heart: The Commercialisation of Human Feeling*. Berkeley: University of California Press.
- Larner, Wendy und Molloy, Maureen (2009): *Globalisation, the 'New Economy' and Working Women: Theorizing from the New Zealand Fashion Design Industry*. In: *Feminist Theory* 10, S. 35-59.
- Lorey, Isabell (2014): *State of Insecurity*. London: Verso.
- McRobbie, Angela (1998): *British Fashion Design: Rag Trade or Image Industry?* London: Routledge.
- McRobbie, Angela (2008): *The Aftermath of Feminism: Gender, Culture and Social Change*. London: Sage.
- McRobbie, A. (2015) *Be Creative: Making a Living in the New Culture Industries*. Cambridge: Polity Press.
- Neff, Gina; Wissinger, Elizabeth und Zukin, Sharon (2005): *Entrepreneurial Labor among Cultural Producers: "Cool" Jobs in "Hot" Industries*. In: *Social Semiotics* 15, 3, S. 307-30.
- Pollert, Anna (1981): *Girls, Wives, Factory Lives*. Basingstoke: Macmillan.
- Pollert, Anna (1988): *Dismantling Flexibility*. In: *Capital and Class*, 12:34, S. 42-75.
- Phizacklea, Annie (1990): *Unpacking the Fashion Industry*. London: Routledge.

- Riviere, Joan (1929/1986): Womanliness as Masquerade. In: Burgin, Victor/Donald, James/Kaplan, Cora (Hrsg.): *Formations of Fantasy*. Methuen, London/New York. S. 35-44.
- Savage, Michael et al. (2013) A New Model of Social Class? Findings from the BBC's Great British Class Survey Experiment. *Sociology* 47:2, S. 219-250.
- Sandberg, Sheryl (2013): *Lean in. Women, Work and the Will to Lead*. London: Vintage.
- Skeggs, Beverly (1997): *Formations of Class and Gender*. London: Routledge.
- Terranova, Tiziana (2004): *Network Culture: Politics for the Information Age*. London: Pluto Press.
- Virno, Paolo (1996): *Virtuosity and Revolution: The Political Theory of Exodus*. Radical Thought in Italy: A Potential Politics. Minneapolis: University of Minnesota Press, S. 189-209.
- Westwood, Sallie (1985): *All Day, Every Day: Factory and Family in the Making of Women's Lives*. Urbana: University of Illinois Press.